

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

298 (20.12.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 97

Weihnachtserinnerungen eines wandernden Proletariers.

Von Wilh. Arend.

Feierabend, hieß es an einem kalten Dezembertage des Jahres 1899 auf dem Neubau der Kinoemfabrik in Vietingheim bei Stuttgart. Der plötzlich einsetzende Frost warf die ganzen Bauarbeiter auf die Straße, der Arbeitslosigkeit in die Arme. Das Geld war durch Neuanschaffung von Meißern usw. bei uns beiden blutigen Burtschen, die wir treu zusammenhielten, auf 5-6 Mk. zusammengekommen. Also „auf die Wanderschaft“, dem Vater Rhein zu! Bei Caub beschloßen mein Kollege und ich in einer besonderen Umwandlung, an der Stelle über den Rhein zu gehen, an der Blücher 1814 seinen bekannnten Uebergang vollzogen hatte. Doch der Wärter der Eisbahn verlangte 10 Pf. für das Betreten des Eises an dieser Stelle, so daß wir gezwungen waren, einen erheblichen Umweg zu machen. Unter großen Mühen überquerten wir den Rhein schließlich an einer Stelle, an der wir alle Augenblicke in einer unserem Schuhwerk durchaus nicht dienlichen Weise durch das viele Windes hindurchbrachen. Mit völlig zerschundenen Füßen trafen wir am Abend in Oberwesel in der Herberge ein. Wir ein vernünftiges Nachtlager für unsere zermürbten Glieder mußten wir von vornherein verzichten, da nur 10 Betten für 17 Fremde zur Verfügung standen. Dafür hatten wir aber eine wertvolle Ersparnis von 5 Pf. Schlafgeld.

„Ortsbesuch auf dem Rathaus von 5-7 Uhr“, so stand zwar am ersten Hauke des Ortsbesuchs zu lesen, aber im Rathaus für Wanderer keine Menschenseele zu finden. Die Herrschaften waren auswärts auf einer Festivität. Der Gerdarm, den wir aufsuchten, wies uns die Tür. Wir waren also auf Selbsthilfe angewiesen, denn Hunger tut weh und der Wirt gibt keine Schlafstelle ohne Geld. Also: „Klinkenputzen!“ Wir verteilten uns in den Gassen und keine Tür blieb verschont.

Der Morgen fand uns, die ganze Gesellschaft, wieder im Rathaus. Aber, o weh, der Beamte, der uns empfing, steckte den Unteroffizierston heraus und schauzte uns böse an. Er hatte nämlich erfahren, daß wir den Ort abgefrachten hatten. Doch ein richtiger Handwerkerfische ist auch nicht aufs Maul gefallen. Wir verlangten den Bürgermeister zu sprechen. Der kam auch. Als wir aber unser Ortsbesuch von 15 Pf. verlangten, hauchte auch er uns nicht schlecht an. Unter Verabsolung von 10 Pf. drohte er uns mit Verhaftung, wenn wir den Ort nicht sofort verlassen.

Größtend verließen mein Kollege und ich das fromme Oberwesel und marschierten bei 18 Grad R. unter Null zum Tor hinaus, in den klaren Wintermorgen hinein. Drei Tage später, am heiligen Abend, trafen wir in Neuwied ein. Auch hier wieder das Elend, die Herbergen alle besetzt. Niemand von den Zugereisten wagte seinen Platz zu verlassen, aus Furcht, obdachlos zu werden. Der Hunger trieb uns auch hier, die Bäcker- und Metzgerläden „abzufloppen“. Man hatte Mitleid mit uns und unsere Taschen füllten sich. Doch das Auge des Gesetzes wacht. Aus einem Laden tretend, sah mich ein Kriminalbeamter und brachte mich zur Wache. Der wachhabende Beamte hatte jedoch Mitleid mit mir jungen Burtschen; denn aus meinen Papieren erjah er, daß ich an meinem Geburtstage verhaftet war. Der alte Herr ließ mich wieder laufen, und mein Kollege, der mein „Verhüttgeben“ beobachtet hatte, nahm mich an der Tür wieder in Empfang.

Doch unsere Not war damit durchaus nicht beendet; denn wo bleiben? Am heiligen Abend im Freien kam-

pieren und dem sicheren Tode des Erfrierens entgegengehen, war uns doch zu füglich. Denn mit 18 Jahren tollt das Blut noch warm durch die Adern und wir hatten durch aus keine Lust, am Christfest mit unserem jungen Leben abzuschließen. Also, hin zum Bürgermeister, doch der war nicht daheim. Für ihn empfing uns arme Sünder, die wir doch nichts verbrochen hatten, als daß wir Opfer des strengen Winters geworden waren, die Frau Bürgermeisterin — wohlgeremert am heiligen Abend — mit einer herzhaften Schimpffanonade: „Sie sollten sich was schämen! Nicht mal eine Mark zu haben, um in einem Gasthause schlafen zu können.“ Unseren Protest gegen eine derartige Auffassung beantwortete sie damit, daß sie uns die Tür vor der Nase zuschlug.

Da fanden wir arme Teufel nun im bitterkalten Abenddunkel im fremden Orte. Ein Proletarier erbarmte sich unser, ein junger Schnebergefelde, dem wir unter Leid klagten. Er brachte uns nach seinem Verkehrslokal, wo wir von den anwesenden Gästen freundlich aufgenommen und bewirtet und neu belebt wurden. Unser Verbandsbuch war uns eine gute Empfehlung. Für 60 Pf. durften wir ein gemeinsames Nachtlager beziehen, das wir gegen 12 Uhr todmüde aufsuchten.

Doch unsere Geldmittel waren damit wieder erschöpft, und weiter zogen wir am anderen Morgen unsere Straße, nach Ding zu. Eine größere Ortschaft, der Name ist mir entfallen, die an unserem Wege lag, betreten wir gerade, als der Pfarrer aus der Kirche kam. „Der Gottesmann kann nicht hartzig sein“, sagten wir uns, „besonders am ersten Weihnachtsfeiertage nach einer eben beendeten Predigt über den Mann, dessen ganzes Leben ja eine einzige Liebe zu den Hungern und Enterbten gewesen sein soll.“

Wir also hinein in sein Haus und baten ihn um etwas Essen. „Seid ihr im katholischen Gesellenverein?“ fragte der Geistliche. „Nein“, antworteten wir der Wahrheit gemäß, „wir können nicht Mitglied sein, wir sind ja evangelisch und auch im Maurerverband.“ „Was!“ rief der Pfarrer, „ich soll Kezer und Sozialdemokraten noch unterstützen! hinaus mit euch Lumpen!“ Und fröhen floh die Tür hinter uns zu.

Das war unser Weihnachtsgruß vom Herrn Pfarrer. Selbst der Pfarrersköchin war das zu stark. Sie rief das Fenster auf, rief uns an und gab uns einen Pfennig. Die Dorfjugend, die das Schimpfen des Pfarrers gehört hatte, empfing und begleitete uns mit einem Hagel von Schimpfworten und Eiswürfeln bis zum Dorfausgange. Der Pfarrer wird seine helle Freude daran gehabt haben. Mit sehr gemischten Gefühlen über die Worte und Taten des Geistlichen verließen wir den ungalischen Ort. Einen „warmen Köffelstiel“ gab es am heiligen Christfest für uns „Lumpen“ nicht.

Mit Eintritt der Dunkelheit betreten wir Ding, wo wir in der „Heimat“ vom Hausvater freundlich aufgenommen wurden. Der gute Mann tat, was in seinen Kräften stand, den armen Wanderburtschen das Trübe ihrer Lage auf einige Stunden vergessen zu machen. Sein Schagvorrat stand jedem zur Verfügung, und auch der Morgentaffee mit Kuchen wurde gratis verabreicht.

Nach so mühevollen Wanderungen in bitterer Kälte, durch hohen Schnee waren wir froh, einen Tag als Rubetag in Ding verweilen zu dürfen, zumal wir „Lumpen“ in einem Kloster zu Mittag essen konnten. Eine bildhübsche junge Schwester berehrte uns einige kleine Heiligenbildchen und nahm uns das Versprechen ab, die Bildchen in steter Erinnerung an sie aufzubewahren, da wir sonst nicht glücklich seien. Der Abschied von der Schwester wurde uns auch nicht leicht; denn nur zu selten erfährt ja ein armer Wanderburtsche aus freundsicher Hand die Wohlthat eines warmer Mittageßens. Unser Versprechen haben wir

tarischen Frau erreicht ist, wird von unseren Genossen noch viel gefämpft werden müssen, denn sonst kommt ja niemand für diesen Kampf in Betracht. Es bedarf aber auch der energischen Mitarbeit der Frauen selbst. In unermüdlicher Kleinarbeit müssen sie auf die noch fernstehenden Frauen einwirken, und mit ihrer Aufklärungsarbeit nicht eher ruhen, bis alle proletarischen Frauen ihr Recht erkennen und bei den Wahlen mit ihrer ganzen großen Macht für den sozialdemokratischen Kandidaten eintreten. Denn das ist der einzige Weg zum Ziele. Dem Rechte der Frau kommen wir um so näher, je mehr die Macht der Sozialdemokratie in Stadt, Staat und Reich wächst.

Säuglingsfürsorge und Wohnungshygiene.

Immer mehr kommt man heute zu der Erkenntnis, daß die Fürsorge für gesunde Wohnungsverhältnisse einen Hauptfaktor in der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit zu bilden hat. Mit schlechter Luft gefüllte, überhöhte Räume stellen die Grundlage für eine ganze Reihe von Säuglingserkrankungen, in erster Linie Magen- und Darmaffektionen, dar. Der große Unterschied in der Säuglingssterblichkeit der wohlhabenden und der minderbemittelten Bevölkerung ist vielleicht in allererster Linie auf die verchiedenartigen Wohnverhältnisse zurückzuführen. Wichtige Anhaltspunkte für diese Ueberzeugung lieferten die Untersuchungen Meinerss gelegentlich des Ausbruchs der Cholera infantum (Kindercholera) in Dresden im Jahre 1886. In diesem Jahre wurden innerhalb 11 Wochen in Dresden 580 Kinder unter 1 Jahre von der Epidemie hingerafft. Darunter kein einziges in einem freistehenden Hause lebendes. Bei Vergleich von drei Wohnstrassen ergab sich, daß in der tiefstgelegenen, geschlossenen gebauten, viele enge Höfe aufweisenden Hochstrasse 18,5 Prozent aller Säuglinge fortgerafft wurden, in der hochliegenden, halb offen gebauten Mieserstrasse 2,8 Prozent und in der aus lauter frei liegenden Häusern bestehenden Johann-Mayerstrasse 0 Prozent. Im Durchschnitt betrug die Sterblichkeit Dresdens 10 Prozent. Dabei starb in 23 Strassen überhaupt kein Kind, in 50 Strassen 20 Prozent und mehr, in 16 Strassen über 30 Prozent und in 7 Strassen über 40 Prozent.

Weitere Untersuchungen in der gleichen Richtung hat der Grazer Professor Dr. Wilh. Braunsitz angestellt. Wenn ein Luftstrom von weniger als 16 Kubimeter pro Person (mobei zwei Kinder als ein Erwachsener gerechnet werden) eine Wohnung als überfüllt charakterisieren, so waren im Jahre 1898 in Graz von sämtlichen Wohnungen, in denen Säuglinge an Magen-Darmerkrankheiten gestorben waren, mehr als die Hälfte überfüllt. Ein weiteres wichtiges Kriterium bildet die Durchlüftbarkeit der Wohnungen. Erst neuerdings ist man auf die außerordentliche Wichtigkeit dieser Forderung aufmerksam geworden. Als durchlüftbar gelten solche Wohnungen, die Fenster nach zwei entgegengesetzten Himmelsrichtungen haben und so die bequeme Herstellung eines Luftzuges, die schnelle Erneuerung der Luft gestatten. Als teilweise durchlüftbar sind solche Wohnungen zu betrachten, die im rechten Winkel zu einander stehende Fenster besitzen; als nicht durchlüftbar solche, die Fenster nur nach der einen Seite haben. Nach diesen Grundfakten waren von sämtlichen Grazer Wohnungen, in denen Säuglinge an Magen-Darmerkrankheiten gestorben waren, 27,4 Prozent durchlüftbar, 7,1 Prozent teilweise durchlüftbar und 65,5 Prozent nicht durchlüftbar. Bei dem Bau von Häusern und speziell von Arbeiterwohnungen, die ja ohnehin meist überfüllt sind, also einen kleinen Kubitraum an Luft für den einzelnen Einwohner aufweisen, sollte also stets darauf Rücksicht genommen werden, daß eine Durchlüftung der Wohnungen durch entgegengesetzt liegende Fenster möglich ist.

Ein letzter wichtiger Faktor ist endlich das Licht. Die Sonne ist bekanntlich die ärgste Feindin aller Krankheitskeime; wo sie nicht hin kommt, wuchern Bazillen, seien es nun Tuberkel-, seien es Cholera Bazillen usw. Wer wählen kann, sollte deshalb bei seiner Wohnungssuche unbedingt darauf achten, daß die Wohnung Sonne hat, daß sie also in ihrer Hauptfront womöglich nach Süden, Südwesten oder Südosten gelegen ist.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Märchen der Wirklichkeit von Maxim Gorki. Verlag J. Labyschowitz, Berlin. Man weiß zuerst nicht, was der Titel besagen will. Aufklärung geben uns jedoch schon die zwei ersten Geschichten, die uns erzählen, wie genuessliche Bürger, um den streitenden Trambahnangeklagten zum Sieg zu verhelfen, sich auf die Schienen legen, als Soldaten die Stellen der Streitenden einnehmen sollen, und ferner, wie die genuesslichen Genossen ihre streitenden Kollegen in Parma dadurch unterstützen, daß sie deren Kinder während der Dauer des Streiks zu sich neh-

men. Das sind in unserer brutalen Zeit märchenhaft schöne Handlungen, und sie sind Wirklichkeit, denn wir haben von jenen Ereignissen durch die Zeitungen erfahren. So geht es durch das ganze Buch. Die Geschichten, Ausschnitte aus dem Leben der niedersten Proletarier Italiens, zeigen, wie viel Edelmut, Opferförm, Herzengüte, Ehrgefühl, Arbeitsfreude in den gerumpelten Parias steckt. Wir sehen, wie Armut und Elend die Menschen fester aneinander kettet, als Reichtum und Wohlsein, und darum begreifen wir auch, daß diese Proletarier mit der Anbrunst von Märtyrern an ihrem sozialen Glauben festhalten und wir fühlen, daß einer Volksmacht mit solchen Impulsen der Sieg werden muß. Die Märchen sind also keine Kindermärchen, sie wenden sich an Erwachsene und bilden wegen ihres sozialen Hintergrundes eine schätzenswerte Bereicherung der sozialen Literatur. Aber auch Bürgerliche sollten dieses Buch lesen, Richter, Beamte, Fabrikanten. „Zuweilen scheint es mir, daß wir unser Volk sehr schlecht kennen“, sagt der Verfasser an einer Stelle und das stimmt für diese Kreise, die hier das Proletariat von einer anderen Seite kennen zu lernen Gelegenheit hätten. Maxim Gorki, der herzensgute Dichter-Proletar, hat mit diesem Buch ein Meisterwerk geschaffen.

Karl Ewald, Ausgewählte Märchen. Verlag der Leipziger Buchdruckerei A. G. — Ob Bringen- und Feenmärchen sich wirklich in so hervorragendem Maße zur Jugendliteratur eignen, wird von den denkenden Pädagogen immer mehr bezweifelt. Schon Schopenhauer verwirft sie und mit Recht. Gütige Feen gibt's im Leben blutwenig und so entzündende Märchenprinzen noch weniger. Es ist darum unvernünftig, die an sich schon ausschweifende Phantasie der Kinder noch durch solche süße Getränke zu berauschen. Der Rückschlag erfolgt, wenn das Kind einmal mit dem wirklichen Leben in Berührung kommt, das ein ganz anderes Gesicht macht, als in der extrahierten Scheinwelt der Märchen. Das Kind soll lernen, wie es auf der Welt zugeht, das ist nach Schopenhauer der Hauptzweck der Erziehung, und dieser Gesichtspunkt muß auch in der Jugendliteratur zum Ausdruck kommen. Es gibt nur wenig Bücher, die den modernen Standpunkt berücksichtigen, und zu ihnen gehören die Märchen Karl Ewalds. Hier ist das pädagogische Problem gelöst, einen Lesestoff zu schaffen, der dem Hauptziel der Erziehung nicht entgegensteht, sondern es fördert. Bei Ewald reden auch die Bäume, die Vögel, Insekten, Fische, sogar der Regenwurm und der Eingeweidewurm, um ihre „Standesinteressen“, drehen sich um Wirklichkeitsfragen, um ihre Lebensverhältnisse. Man kann den Verfasser nur beglückwünschen zu der Erfindung eines Lesestoffs, der so unterhaltend und gleichzeitig so eminent lehrreich ist. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß durch Ewalds Märchen, die alle Gegenstände der Natur besetzt, auftreten lassen, jedem Kind eine innige Liebe für das Pflanzen- und Tierreich eingepflanzt wird. Was das lesende Kind hier nebenbei an naturkundlichen Kenntnissen mitnimmt, das darzustellen wäre fast ein besonderes philologisches, botanisches und zoologisches Werkchen nötig. Dabei ist die lehrhafte Tendenz nicht im geringsten aufbringlich. Also ein in pädagogischer Hinsicht ganz hervorragendes Werk von unzählbarem, dauerndem Wert, ein Werk, das würdig ist, in mehreren Exemplaren jeder Schulbibliothek einverleibt zu werden. Selbst die Eltern, die ihren Kindern diese Märchen kaufen, werden durch die Lesüre auf die unterhaltendste Weise interessante Aufklärungen über naturwissenschaftliche Dinge erfahren, die ihnen bisher Rätsel waren. Prof. M.

Der Weihnachtskatalog der Wiener Volksbuchhandlung ist wieder erschienen. Er ist gegen seine früheren Vorgänger gefälliger und handlicher geworden und sein auf 32 Seiten umfangreicher Inhalt bezeugt uns, daß unsere Parteibuchhandlung in Wien bestrebt ist, der Arbeiterklasse auch für den Weihnachtsfest vom Guten das Beste zu bieten. Was da an Reichhaltigkeit in Bilderbüchern, Jugendschriften, Geschenkwerten und Gelegenheitskäufen geboten, ist ohne Zweifel mühevoll zusammengestellt, denn es dürfte kein Alter und kein Geschlecht geben, das in diesem Katalog nicht zur Genüge Berücksichtigung gefunden hätte. Jung und Alt findet darin nicht nur Anleitung in Bezug auf Literatur, die würdig ist, gekauft zu werden, sondern auch der Bildungsausschuß der deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich ist mit seinen Anregungen für Bücherkäufer im Kataloge wesentlich vertreten. Wir sind überzeugt, daß niemand den Weihnachtskatalog der Wiener Volksbuchhandlung aus der Hand legen wird, ohne etwas Passendes für sich gefunden zu haben.

Die Leser unseres Blattes tun gut, wenn sie sich diesen praktischen Kataloer für Weihnachten mittels Korrespondenzkarte bei der Wiener Volksbuchhandlung Franz Brand u. So., Wien 6, Gumpendorferstraße 18, bestellen. Die Zusendung des Katalogs erfolgt gratis und franko.



längere Zeit gehalten, aber — Glück hatten wir trotzdem nicht.

Am dritten Weihnachtsfeiertage erreichten wir Bonn, aber ohne Geld, so daß wir uns auf der Polizei obdachlos melden mußten. In echt preussischem Polizeiton, wie ich ihn trotz meiner vielen Reisen sonst nirgends wieder angetroffen habe, und der so recht zu dem hohen Feste des frömmelnden Maulschweifentums paßte, wurden uns unsere Papiere abverlangt. Die Leibbesichtigung wurde bei uns durchgeführt, als wären wir die schwersten Verbrecher und nicht arme Teufel, die durch die Arbeitslosigkeit auf die Straße geworfen worden waren. Mit sieben Mann wurden wir in der bitterkalten Nacht in eine ungeheizte Zelle gesperrt und um 8 Uhr morgens wieder herausgelassen.

In der Wachtstube in Reih und Glied angetreten — wir waren etwa 15 bis 20 Mann —, wurde jeder einzelne von dem Wachtmeister einem strengen Verböhr unterzogen, wobei man eine Unmenge Fragen zu beantworten hatte. Mit den Worten: „Nun aber hinaus aus Bonn! Wer beim Betteln gefaßt wird, kommt ins Arbeitshaus“, wurden wir entlassen. So sah unser Weihnachtsfest im Jahre 1899 aus.

Wir wendeten unsere Schritte über Köln nach Elberfeld, und da hier Erdarbeiter nach auswärts gesucht wurden, meldeten wir uns und wurden eingestellt. Uns war jede Arbeit recht, nur fort von der Landstraße, auf der wir jungen Burschen so trübe Erfahrungen gemacht hatten. Die Arbeit war gut, das Essen schlecht und der Lohn niedrig. Aber es war doch Arbeit. Der Empfang in Pfardorfe, die Beschimpfung durch den Geistlichen und die Behandlung auf der Bonner Polizeiwache am Feste der Liebe und des Friedens hatten wieder einmal zwei jungen Menschenkindern die Augen geöffnet, daß es im kapitalistischen Staate keinen Frieden zwischen den Enterbten und der herrschenden Klasse geben kann.

Dor der Bescherung.

Skizze von Hermann Horn.

Sieben Jahre war der kleine Hans und trug das erste Jahr mit großer Würde seinen sechsbundsechsen Bücherkranz zur Schule.

Heute kam er still und ernst wie gewöhnlich nach Hause. Er hatte eine Schwester, um ein Jahr älter als er, die hieß Lisbeth.

„Hans“, sagte die unter der Haustüre, wohin sie ihm entgegengeklauten war, „ich weiß etwas Schönes!“

„Du?“

„Er sah sie etwas verächtlich an. Was sie wohl Schönes wissen konnte?“

Sie trieb die Luft zur Mitteilung.

„Soll ich es sagen?“

Er zwakte erst mit den Achseln.

„Das kannst du machen, wie du willst.“

Ihr war durch solche verächtliche Teilnahmslosigkeit alle Freude genommen, und das Weinen stand ihr nahe.

„Ach du“, begann sie.

„Was hast du denn?“ erwiderte er erstaunt.

Er verstand sie nicht, sie war doch ein reches Mädchen. Doch das Staunen hatte ihrem beweglichen Gemüte wie Teilnahme geklungen.

„Du“, sagte sie, „das Christkind ist bei der Mama. Man darf nicht ins Wohnzimmer.“

„Das Christkind?“

Seine braunen Augen leuchteten einen Augenblick auf.

Dann fuhr er, sein Gefühl unterdrückend, verächtlich „Dir glaub ich nicht,“ wandte sich und schritt die Stufen der Treppe hinauf.

Seine Schwester folgte ihm schon wieder ärgerlich, und als das Dienstmädchen an ihnen vorüberging, da rief sie es an: „Gelt, Mina, das Christkind ist bei der Mama?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete das Mädchen, das augenblicklich nicht gestimmt war.

Hans warf Lisbeth einen bedeutungsvollen Blick zu und ging ins Kinderzimmer.

Dort traf er seine Mama. Sie suchte nach etwas.

„Du, Mama,“ redete er sie an, „denk mal, was die Lisbeth gesagt hat: du wärst beim Christkind da drinn.“

Er deutet mit der Hand nach der Türe, die ins Nebenzimmer führte.

„Ja, ja,“ antwortete die Giltige, und ein geheimnisvolles, verheißendes Lächeln huschte über ihre Hüfte, „da drinn ist es, und ihr dürft nicht hinein.“

Dadurch schmolz sein Unglaube.

Er breitete die Arme aus, umschlang der Mutter Knie voll Andrunst und sah ihr, das Herz in den Augen, ins Gesicht, und als er sprach, verlagte seine Stimme schier vor innerem Jubel.

„Ja, Mama? — Es ist drüben? — Ach, Mama, ich freue mich.“

Die Mutter hob den kleinen Kerl, den sie so liebte, in die Höhe, küßte ihn und erwiderte sich an seinen Augen.

„Ja, es ist drüben und bleibt den ganzen Nachmittag bei uns. Deshalb müßt ihr hübsch ruhig und artig sein und ja nicht ins Wohnzimmer gehen.“

Jetzt war er beglückt und befriedigt und begann die absonderlichsten Fragen zu stellen, denen die Mutter am Ende entflo, da im guten Zimmer Besuch wartete.

„Na,“ begann Lisbeth drauf, „wer hat recht gehabt, ich oder du?“

„Ja, die Mama hats auch gesagt.“

Die Schwester trippelte im Zimmer umher.

„Du, da drinnen ist.“

„Ja, sei nur artig, damit es nicht fortfliegt.“

„Glaubst du, daß es so rasch fliegen kann wie eine Henne?“

„Unfinn, eine Henne kann überhaupt nicht fliegen.“

„Aber ich habe neulich eine gesehen, die ist über den Baum geflogen.“

„Das Christkind fliegt fürchtbar schnell. Schneller wie der Wind, so schnell, daß man es gar nicht sehen kann.“

„O jeh, woher weißt du das denn?“

„Das ist so,“ sagte er bestimmt.

Nach einer kleinen Pause nahm sie das Thema wieder auf.

„Du, ich möcht es doch einmal sehen.“

„Das soll man nicht. Das Christkind ist der kleine Herr Jesus, und wenn man unartig ist und es ansieht, dann wird es arg traurig und weint, daß es so unartige Kinder gibt.“

Sie rümpfte ein wenig das Näschen über seine ernsthafte Phantasie.

„Aber ich möcht's doch einmal sehen,“ sagte sie nach einer Weile finned. „Du, ich glaub, es hat Flügel von Silber. — Nein goldene — oder wart, ich weiß schon — es ist ein großer Diamant, womit es fliegt. Das ist das Schönste, was es gibt.“

Die Kleine war in Ekstase geraten, und da sie nicht mehr ruhig stehen bleiben konnte, war sie der Türe nahe gekommen, und nun blickte sie fest zum Schlüsselloch hinein.

„Lisbeth,“ rief Hans und kam an ihre Seite.

Sie wehrte, das Auge festgebann, mit den Händen ab.

„Laß mich doch! — O du, ich kann alles sehen!“

„Das Christkind?“

„Ach nein! — die Puppe, die ich mir gewünscht hab, die mit dem Rosakleid und den gelben Haaren. Der Kautladen vom Speicher ist auch da, und auf dem Stuhl liegt etwas, das ist für dich. Es ist ein Schlitten oder ein Baukasten.“

Und da sie sich nicht mehr halten konnte, drückte sie die Klinke. Die Tür gab nach, und vor den Augen der Kleinen lagen die Weihnachtsherrlichkeiten, wie sie zusammengetragen worden waren.

Lisbeth hüpfte außer sich vor Entzücken von einem Stück zum andern. Hans blickte scham hin und her, um dann seine Schwester am Arme zu fassen. „Ob das Christkind wegen uns fort ist?“ fragte er sie.

Aber sie hörte nicht vor lauter Wundern und Freuen. Dem kleinen Hans schnürte es alles zusammen. „Wo ist das Christkind hin?“ begann er von neuem.

„Ach, laß mich,“ erwiderte seine Schwester. „Sieh doch nur, da ist auch eine Uniform für dich!“

Dann kam ihr jedoch, daß sie auf verbotenen Wegen war, und sie zog den Bruder aus dem Zimmer und nicht die Türe wieder zu.

Hans sah eine Weile mit gequälten Augen vor sich hin, dann blickte er Lisbeth groß an und sagte: „das war Schindel!“

„Ach,“ erwiderte sie ärgerlich, „du bist ein dummer Kerl!“

Gleich darauf eilte die Mutter, ohne sich aufzuhalten, durchs Zimmer zu den Weihnachtsfächern hinein.

Scheinheilig schlich sich Lisbeth an die Tür.

„Du, Mama?“

„Darf ich jetzt herein?“

Sie nickte dem Bruder, der aufhorchte, schlau zu.

„Aber nein doch, Lisbeth. Ich hab euch ja gesagt, daß das Christkind bei mir ist.“

„Ja?“ — War es die ganze Zeit da? — ach, frag es doch einmal.“

Eine kleine Pause.

„Freilich. Es war die ganze Zeit da. Wartet einmal, da gibt es mir eben etwas für euch, weil ihr artig wart und nicht gelärmt habt.“

Das kleine Mädchen wandte sich triumphierend mit einem verschmigten Lächeln um den Mund ihrem Bruder zu.

„Siehst du?“

Eine Weile darauf kam die Mutter und brachte ein Körbchen, worin Äpfel, Nüsse und Backwerk waren.

Lisbeth stürzte jubelnd darüber her. Als die Frau aber zu Haus kam, sah er sie mit großen gequälten Augen, in denen dicke Tränen standen, an, ohne die Hand auszustrecken.

„O Mama,“ sagte er klagend, „warum hast du gelogen?“

Aus der Pflanzen- u. Tierwelt.

Einiges über das Leben des Aales, insbesondere über seine Altersbestimmung und sein Wachstum, teilte Dr. D. Gaempel, Wien, auf der diesjährigen Naturforscherversammlung mit. Ueber die Entwicklung dieses merkwürdigen Fisches wußte man bis vor kurzem noch recht wenig, und die Nachfrage ist daher mit Recht als das größte biologische Problem, das bisher je eine einzige Wasserterrepezies der Forschung gestellt hat, bezeichnet worden. Es hat bis zur Wende des 19. Jahrhunderts gedauert, ehe das Rätsel von der Fortpflanzung des Aales durch die Auffindung des Leptocophalus brevirostris in der Meerenge von Messina und seine Deutung als Kallarve zeitens der Italiener Grassi und Calandruccio den ersten Schritt zur Lösung gefunden hat. Damit war die morphologische Seite der Aalfrage in ein neues Licht gerückt, ihre biologische und tiergeographische Seite aber, insbesondere die Frage nach der Herkunft der Leptocophali und den Wanderungen der verschiedenen Aalstadien (Monte) in die Binnenengewässer, blieb noch lange im Dunkeln, bis vor einigen Jahren der Däne Joh. Schmidt nachwies, daß der nordeuropäische und der mittelländische Flußaal eine Einheit bilden, deren gemeinsames Leidgebiet sich, im Atlantischen Ozean bei 10 Meter Tiefe befindet. Es gelang dem Forscher, die Larven während ihrer ganzen, etwa ein Jahr lang dauernden Zeit der Metamorphose auf ihrer landwärts gerichteten Wanderung sowohl im Norden als auch im Süden zu verfolgen. Nachdem die Untersuchungen Schmidts das Dunkel von der Fortpflanzung des Aales gelichtet hatten, wandte man das Augenmerk der Biologie dieses Fisches während seines Aufenthaltes im Süßwasser zu. Die Erkenntnis, daß die jungen Fische aus dem Meere in die Flüsse aufsteigen und der erwachsene Fisch eine Wanderung zum Meere antritt, um daselbst zu laichen, warf die Frage auf, wieviel Jahre wohl zwischen diesen beiden Wanderungen, stromauf und stromab, liegen. Zusehendermaßen hoben, wirtschaftlichen Wertes, der heute dem Aale zukommt, konzentriert sich auch das Interesse des

Forstlers darauf, zu erfahren, wie schnell der Aal im Süßwasser wächst. Hier legen die Altersbestimmungen ein, die bisher nur für den Aal norddeutscher Provenienz angestellt wurden. Bekanntlich wird das Alter der Knochenfische aus den sog. Gehörsteinen und Schuppen auf Grund von jährlich gebildeten Zonen abgelesen, ähnlich wie dies bei den Hölzern durch die Jahresringe geschieht. Für den norddeutschen Aal konnten nun Gemzöe und Ehrenbaum feststellen, daß er ein äußerst langsam wachsender Fisch ist, so daß z. B. einjährige Aale von 64—66 Zentimeter Länge sich bereits im 10. oder 11. Jahre ihres Aufenthaltes im Süßwasser befinden. Für den mittelländischen Aal gelang Gaempel der Nachweis, daß er als etwas raschwüchsiger bezeichnet werden kann; der jahresdurchschnittliche Zuwachs beträgt jährlich ungefähr 5 Zentimeter; nimmt man den Jung- oder Glasaal bei seiner Einwanderung ins Süßwasser mit rund 7 Zentimeter Länge an, dann kann man das Alter, sofern die Länge des jeweiligen Fisches bekannt ist, bestimmen. Was die Zeit des Aufenthaltes der Aale im Süßwasser betrifft, so beträgt diese für die Männchen im Durchschnitt 6½ bis 8½ Jahre, während sie für die Weibchen 8½ bis 9½ Jahre währt.

Für unsere Frauen.

Die Frau in der Gemeinde.

Sechzehn Jahre alt ist jetzt die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde, und sie hat in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit ohne Zweifel eine bedeutende Erweiterung erfahren. Das zeigt die tabellarische Zusammenstellung der Zentralstelle für Gemeindefragen der Frau, die jetzt neu erschienen ist auf Grund einer Rundfrage bei Stadt- und Landgemeinden mit mehr als 6000 Einwohnern. Danach leisten Frauen bereits in 598 Gemeinden ehrenamtliche oder besoldete Arbeit.

Als Gemeindevertreterin ist die Frau bekanntlich noch nirgends tätig. Dazu hat die bürgerliche Gesellschaft eine zu geringe Meinung von der Frau. Es bedarf noch eines entschiedenen Kampfes von Seiten der Sozialdemokratie, bis die Frau in Stadt, Staat und Reich diese ihr gebührende Gleichberechtigung erfährt. Bis jetzt ist die Frau in der Gemeinde nur tätig in der Wohlfahrtspflege, wie Armen- und Waisenspflege, Berufsverbandsarbeit, Schul-, Wohnungs- und Polizeipflege, im Arbeitsnachweis und ferner in der Schulverwaltung. Zum größten Teile sind die Frauen als Armen- und Waisenspflegerinnen tätig, doch gehören sie auch auf diesem ihrer Natur so naheliegenden Gebiete nur in den wenigsten Städten ebenfalls den obersten Behörden der Armen- und Waisenspflege an. Das ist um so bedauerlicher, als auf diese Weise so manch Stück Erfahrung, das die Frau gesammelt hat, verloren geht.

Außer der Armen- und Waisenspflege kommen für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde heute noch in einer Reihe von Gemeinden, wie schon erwähnt, die Schulverwaltung und die Wohnungspflege in Betracht. Damit hört die gemeindliche Tätigkeit der Frau im allgemeinen auf. Nur hier und da ist die Frau noch in anderer Weise tätig. So hat Breslau z. B. vor einigen Monaten eine Frau in die Krankenhausdeputation gewählt. Was aber eine Frau in der Gemeinde alles leisten kann, das zeigt uns unter allen deutschen Städten am besten Mannheim. Da sind Frauen tätig in der Armenkommission, im Gemeindevorstand, in der Krankenhauskommission, in der Kommission für die Milchsurrogate und für Speisung armer Schulkinder, in der Stiftungskommission, in der Weh- und Marktkommission, der Park- und Anlagenkommission usw. Dabei wirken die Frauen überall stimmberechtigt mit.

Es genügt aber nicht, das Recht der Frau in der Gemeinde zu erweitern, es muß auch immer mehr danach gestrebt werden, daß dieses Recht in der Praxis den Frauen aller Kreise zuteil wird, so wie das in Mannheim der Fall ist. Im ganzen sind zurzeit etwa 18 000 Frauen in den Gemeinden ehrenamtlich oder beruflich tätig. Wieviele von diesen Frauen mögen wohl dem arbeitsden Volke angehören? Das ist ohne Zweifel ein ganz geringer Prozentsatz, denn bis jetzt spielt die proletarische Frau in den Gemeinden nur eine ganz untergeordnete Rolle. Das ist eine Ungerechtigkeits, die alle Proletarierfrauen zum energischen Kampfe herausfordern sollte. Worauf kommt es denn bei der Mitarbeit der Frau an? Auf Verständnis für die Mitmenschen und Lebenserfahrung, und davon hat die einfache Frau des Volkes wahrhaftig mehr als so manche „bessere“ Frau, die die Sache mehr als Sport als aus einem inneren Bedürfnis heraus treibt, weil ihr das soziale Empfinden fehlt.

Bis dieses Recht der Frau und besonders das der prole-